

Geheimnisvoll Schätze : blühende Schätze - enttäuschte Schatzsucher

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der
Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald**

Band (Jahr): **26 (2013)**

PDF erstellt am: **25.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

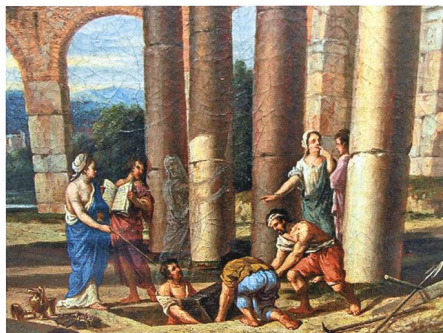
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Blühende Schätze – enttäuschte Schatzsucher



Um den Reichtum nicht dem Feind überlassen zu müssen, wurden während Kriegszeiten in letzter Minute Kostbarkeiten und Wertsachen versteckt und vergraben, stets in der Hoffnung, sie in besseren Zeiten wieder zu bergen. Doch zahllos waren die Menschen, die Kriege und Notzeiten nicht überlebten; ihre Depots wurden in der Folgezeit entweder zufällig gefunden oder sie ruhen noch in der Erde. Schätze aus vergangenen Tagen gibt es deshalb alle Zeit – eingemauert, versenkt oder vergraben – Preziosen, deren Eigentümer sich nicht mehr ermitteln lassen, so dass der Finder bereits mit der Entdeckung ein Miteigentum erwirbt, es sei denn, es handle sich um einen archäologischen Fund.

Nibelungenhort und Eldorado

Von einem sagenhaften, in einigen Versionen mit einem Fluch beladenen Schatz erzählt schon die um 1220 entstandene Edda, wonach Hagen von Tronje den Nibelungenhort im 5. Jahrhundert im Rhein versenkt haben soll: *«Er sancte in da ze Loche allen in den Rin.»* Wahrscheinlich wurden hier ursprünglich ganz verschiedene Sagen

Kapitelüberblick

- **Goldlaub** (Grabs). Laub verwandelt sich in Gold.
- **Blätter werden zu blinkendem Gold** (Wartau). Das Laub der Blutbuchen bei der Burg verwandelt sich in Gold.
- **Das Goldlaub des Hirtenbuben** (Gams). Laub wird zu Goldstücken.
- **Das Fräulein von Forstegg** (Sennwald). Die Erlösung einer Verwünschten wird reich belohnt.
- **Die Schatzgräber** (Sevelen). Schatzgräber werden auf der Schatzsuche von einem Pudel vertrieben.
- **Das Tuch voll Weizen** (Wartau). Weizen verwandelt sich in Gold.
- **Das Goldloch am Gamsberg** (Wartau). Ein grosszügiger Lohn wird als Kohle verkannt und weggeworfen.
- **Die Goldaster im Hölzli** (Wartau). Die Goldaster weist auf den Schatz hin.
- **Die Goldaster im Selfa** (Wartau). Eine Natter bewacht das Goldbrünnlein am Brögstein.
- **Ungeheure Schätze auf der Wildenburg** (Wildhaus/Gams). Gnome und Kobolde hüten den Schatz der Wildenburg.
- **Der Schatz am Schollberg** (Sargans/Wartau). Ein Schatz wird gesehen, kann aber nicht gehoben werden.
- **Goldvögelchen** (Wartau). Ein Jäger findet einen Schatz im Hölzli.
- **Eisenberg, Silberberg, Goldberg** (Wartau). Wie das Eisen in den Gonzen kam.

Zur Abbildung am Textanfang: Ausschnitt aus «Die Schatzgräber» von Johann Oswald Harms, um 1673: Neugier, die Freude am Entdecken und gewissermassen die Erregung der Jagd als primäre Motivation zur Schatzsuche scheinen tief in der menschlichen Natur verankert zu sein.

Kunsthalle Hamburg

von Schätzen, die nichts miteinander zu tun hatten, durch den Isländer Snorri Sturluson ineinander verwoben. Jedenfalls wurde schon wiederholt erfolglos nach diesem sagenhaften «Hort» des Burgundervolkes gesucht.

Auch die Gier nach Gold und Reichtum der spanischen Konquistadoren wurde geweckt durch eine Legende: die kolumbianische Überlieferung von einem sagenhaften Goldland oder einem gigantischen Schatz, dem «Eldorado», das im nördlichen Südamerika liegen soll – eine Erzählung mit bekanntlich

für die Ureinwohner fatalen Folgen. Da nimmt sich Goethes «Schatzgräber» in dessen Ballade dann doch um einiges bescheidener aus, auch wenn er mit ähnlichem Streben feststellt, dass Armut die grösste Plage sei, Reichtum jedoch das höchste Gut und selbst nicht davor zurückschreckt, seine Seele in einem Beschwörungsritual dafür zu opfern. Jener Schatzgräber erreichte denn auch das Ziel. Er fand seinen «Schatz», der jedoch ganz anders aussah als erwartet: «Tages Arbeit, abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste, sei dein künftig Zauberwort.»

Kisten voller Gold

Es verwundert deshalb nicht, dass man früher in geselliger Runde von nichts so gern erzählen hörte wie von erträumten Kisten voller Gold und Silber, die in den Kellern zerfallener Burgen auf den schlauen Schatzsucher warten. Bis in unsere Tage gehören die Geschichten von Schatzgräbern und Schätzen zum Erzählvorrat der Allgemeinheit. Die Erzählenden kennen die Felsenhöhlen und Löcher in den Mauern der Schlösser und Burgen und wissen von bestimmten Stellen in den Wäldern, auf Weiden und Äckern, an denen es sich lohnte, nach Schätzen zu graben. Selbst in den Kellern ganz gewöhnlicher Häuser könnte man unter glücklichen Umständen fündig werden. Dazu sind viele Geschichten von den mehr oder weniger aufwändig vorbereiteten Schatzgräbereien vergangener Tage bekannt, und Misserfolge, die taten schon einst der Sache kaum Abbruch; sie wurden auf Fehler der Beteiligten und auf ungünstige Faktoren zurückgeführt.

Skurriale Elemente

Viele der Geschichten nennen jedoch auch einen Schatzhüter – meist eine grimmige Gestalt, die dem Unternehmungslustigen unlösbare Aufgaben stellt, so dass er mitunter froh sein kann, wenn er mit heiler Haut von der Schatzsuche heimkommt. Ein Schatz kann dann zwar gehoben werden, wenn das ihn hütende Untier – häufig eine Schlange in drachenähnlicher Gestalt – überwunden wird. Da sich etliche Sagen von vergrabenen Schätzen in ihrem Kerninhalt gegen die Habsucht wenden, tritt wiederholt auch der dämonische schwarze Hund als Schatzhüter auf: schwarz, die Farbe der Unterwelt und des Bösen!

Seit Jahrhunderten waren Vorstellungen, wie man zu einem nie leer werdenden Geldbeutel kommt, wie man einen Geist oder den Teufel dazu zwingen kann, Geld zu geben, oder wie man einen Spiegel herstellt, in dem man im Boden vergrabene Schätze zu entdecken weiss, Bestandteile der Volkskul-



Burghof der Ruine Wartau: Blätter der einst dort wachsenden Blutbuchen verwandeln sich in lötiges Gold. Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs

tur und des Volksglaubens. Alle diese Anregungen sind Elemente eines ausgedehnten Spektrums vom Hexenglauben zu magischen Vorstellungen aller Art: Wahrsagerei, Quacksalberei, Alchemie, Auslegung von Naturerscheinungen als Einflussnahme übernatürlicher Kräfte. Die Hoffnung, durch kluges Verhalten allen Widerwärtigkeiten zum Trotz in den Besitz eines verborgenen Schatzes und damit zu schnellem Reichtum zu gelangen und so die ständigen Geldsorgen loszuwerden, dürfte unzerstörbar sein.¹

Blühende und sich sonnende Schätze

Verborgene Schätze haben in manchen Sagen die Fähigkeit, sich zu verändern und erscheinen oft als wertlose Gegenstände. Kohle, Laub, Weizen, Haselnüsse oder Schneckenschalen, die sich bei richtigem Verhalten in lötiges Gold verwandeln, sind beliebte Motive dieser Erzählungen und erinnern an Analogiezauber. Meistens jedoch werden die verwandelten Gegenstände vom Finder nicht als Wert erkannt und achtlos weggeworfen; die späte Erkenntnis macht stets herber Enttäuschung Platz. Nur zu

seltenen Zeiten – meistens alle hundert Jahre – kommen sie an die Oberfläche: Der Schatz «blüht» oder «sonnt sich». Wenn man am Abend irgendwo hinging, sei es oft geschehen, dass man auf einmal vor einem Kessel voll Geld stand. Dann musste man schnell einen Strumpfbündel oder etwas Ähnliches darauf werfen, sonst rumpelten die Kostbarkeiten wieder tief ins Innere der Erde zurück. Kaum jemals aber erfüllte sich das schnelle Reichwerden, und es macht beinahe den Anschein, als dass all die Sagen dieser Gattung dem kleinen armen Mann aus dem Volk nur erklären wollen: Du bleibst doch, was du bist, denn Reichtum kann nicht erträumt oder durch Zufall gewonnen werden.

Die Gewissheit, dass es verborgene Schätze gibt, wurde in der Bevölkerung zweifellos durch tatsächliche Schatzfunde bestärkt, die aktenkundig sind. Dabei handelte es sich meistens um römische und mittelalterliche Münzhorte, die durch Zufall zum Vorschein gekommen sind. Doch die Finder wussten in der Regel nicht so recht, was sie mit den Silber- und Goldmünzen anfangen sollten.



In den Gewölben der Burg Forstegg wartet eine Kiste voll Gold auf einen mutigen Erlöser. Foto Hans Jakob Reich, Salez

Das Bewusstsein, dass Schatzgraben einer obrigkeitlichen Bewilligung bedarf, scheint aber schon früh vorhanden gewesen zu sein. Wer heute mit dem Metalldetektor auf Schatzsuche geht, macht sich in dem Moment strafbar, wo er den Spaten ansetzt, um zu schauen, warum es gepiepst hat. Raubgräberei ist illegal, weil sie auf unwiederbringliche Weise archäologische Denkmäler zerstört, denn im Boden verborgen befindet sich sozusagen das historische Archiv unserer Kultur. HG

Senn 1862, S. 295f.; Seger 1980, S. 37; Senti 2001, S. 306ff.

● Goldlaub

Ein Weib sammelte im Schlosswald Holz, sah dabei hübsches, glänzendes Laub und nahm eine Handvoll für das Kind mit nach Hause. Aber wie staunte es, als jedes Blatt ein Goldstück geworden war! Eilig ging die Mutter nach dem Wald zurück, um noch mehr davon zu holen; aber der rechte Augenblick war vorüber, sie fand kein Blättchen mehr.

Senn 1862, S. 296; Kuoni 1903, S. 55; Seger 1980, S. 131f.

● Blätter werden zu blinkendem Gold

Einmal gingen zur Nachtzeit vier Musikanten in fröhlicher Stimmung bei den roten Buchen auf der Burg Wartau vorbei, die damals noch im Burghof standen. Dort wurden sie einig, dem verstorbenen Grafen zu Ehren ein Stück zu spielen. Während des Spiels erschien ihnen der Graf in weissem Gewand, verabreichte an jeden ein Blatt und verschwand sogleich wieder. Drei der Musikanten warfen ihre Blätter wieder weg; einer behielt das seinige, und als er am Morgen nachschaute, war es blinkendes Gold.

Kuoni 1903, S. 77.

● Das Goldlaub des Hirtenbuben

Vor Jahr und Tag war ein Geissbub mit seiner Herde beim ersten Abenddämmer müde vom Wald herunter nach Hause gekommen und bald danach zu Bett gegangen. Die Mutter aber bemerkte seufzend, dass die Hosens des kleinen Hirten wieder einmal arg zerrissen waren. Beim Ausbessern der schadhafte Stellen fiel zu ihrem grenzenlosen Erstaunen aus einem der

Säcke eine ganze Handvoll glänzender Goldstücke zu Boden. Am nächsten Morgen streckte die Frau ihrem Buben den Fund unter die Nase und fragte, wie er dazu gekommen sei. Der Knabe war zuerst selbst ganz überrascht. Dann kam ihm wieder in den Sinn, dass er am Vortag nahe bei seinem Weideplatz auf einer Waldlichtung eine Unmenge goldglänzenden Laubes gesehen und sich einiges davon in die Hosentasche gestopft hatte. Daraus musste inzwischen richtiges Gold geworden sein.

Natürlich war das Kerlchen entschlossen, den gleichen Platz an diesem Tag wieder aufzusuchen und noch viel mehr von diesem kostbaren Laub heimzubringen. Die Stelle fand er auch mühelos wieder, vom Goldlaub aber nicht ein einziges Blättchen.

Kessler 1991, S. 91ff., Neufassung 2012, S. 30.

● Das Fräulein von Forstegg

In Frümisen erzählt man, in den unterirdischen Gewölben der Burg Forstegg liege eine Kiste voll Gold, bewacht von einem schönen Edelräulein. Alle hundert Jahre lasse sich das Fräulein sehen, komme heraus, setze sich auf die bemoosten Trümmer und halte auf der Schürze eine grüne Schlange. Wer nun diese Schlange überwinde und erwürge, der hätte das Fräulein erlöst und würde den Goldschatz erhalten.

Aebi 1985, S. 15.

● Die Schatzgräber

Mitten im Dorf Sevelen erhebt sich der Storchenbüel mit der Ruine Herenberg, in der nach dem Volksglauben noch grosse Schätze zu finden wären. Vor vielen Jahren machten einige Männer den Versuch, diese zu heben. Sie verschafften sich eine Schrift, mit der man zaubern konnte, warteten das richtige Kalenderzeichen ab, den Wedel

¹ Vgl. dazu GABATHULER, HANSJAKOB, *Die Kantonale Kriminalrechtspflege im Vorfeld der modernen Strafjustiz*. In: *Werdenberger Jahrbuch 2006*, 19. Jg., S. 79ff., besonders S. 98–102.



Auch die Ruine Herrenberg auf dem Storchenbüel bei Sevelen kennt ihre Schatzsage – mit einem schwarzen Pudel als Wächter.

Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs

und den obsigenten Mond, und brachten dann einen Tag in einem abgelegenen Haus zu, wo sie bei verschlossenen Türen und Fensterläden die nötigen Vorbereitungen trafen, wozu namentlich auch ein strenges Fasten gehörte. Als dann die Mitternachtsstunde nahte, stiegen sie den Schlosshügel hinan und gruben im Weinberg ein grosses Loch. Es muss aber an dem Zauber etwas gefehlt haben, denn als sie schon beim Schlag des Pickels einen hohlen Ton vernahmen und ganz deutlich das Klirren des gemünzten Goldes hörten, erschien ein schwarzer Pudel mit feurigen Augen und rauchendem Rachen und die erschrockenen Männer ergriffen die Flucht. Am Morgen sah man nichts mehr als das grosse Loch, das gegraben worden war und das der Besitzer des Weinbergs wohl oder übel selbst wieder zuschaukeln musste.

Kuoni 1903, S. 64ff.

● Das Tuch voll Weizen

Südseits der Burg Wartau zieht sich unterhalb der Mauer ein Weg um den

Bergkopf herum. Eine Bauersfrau fand hier ein schneeweisses Leintuch voll köstlichen Weizens. Die Frau lief ins Pfarrhaus nach Gretschins, um dort anzufragen, ob sie Weizen auf der Dörre hätten. Der Geistliche erklärte ihr, dass dieses Tuch nur alle hundert Jahre einmal erscheine. Wer das Glück hätte, es sofort mit allen vier Zipfeln zusammenzubinden und den Weizen mit nach Hause zu nehmen, für den entstünde aus jedem Weizenkorn ein funkelndes Goldstück. Man kann sich denken, wie schnell die Frau zur Stelle zurück eilte, um den Rat des Geistlichen zu befolgen – leider aber war bereits alles verschwunden.

Aus dem Weinberg zurückkehrende Rebfrauen fanden ebenfalls das Tuch mit dem Weizen. Eine davon nahm davon einige Körnlein in ihre Rocktasche. Anderntags hatten sie sich in lauter Goldstücke verwandelt. Schnell und voll Freude wollte sie zum Tuch zurückkehren, um ihren Schatz zu mehren; aber zu ihrem Leidwesen war er verschwunden.

Eine andere Weinbäuerin traf vor der Burgmauer auf einen ganzen Haufen Weizen, ausgebreitet auf einer Blahe. Sie fragte sich, wer wohl da oben seinen Weizen zum Trocknen an die Sonne gelegt habe. Mit der Hand schöpfte sie eine Handvoll und liess ihn durch die Finger rieseln. Es war prächtiger Weizen, und die Winzerin konnte nicht widerstehen, ein wenig mitzunehmen, um ihn im Frühjahr zu säen. Sie band ihn in ihr Korbtuch und nahm es mit nach Hause, wo sie ihren Fund dem Mann zeigte. «Rate mal, was ich hier gefunden habe?», meinte sie und hielt ihm den Beutel hin. Er wog ihn in der Hand, schüttelte ihn etwas und gab zur Antwort: «*Hö, Schuonegel, tänggi* – wohl Schuhnägel!» «Nein, das ist Weizen, den wollen wir dann säen», sagte die Frau und öffnete dabei das Tuch – alles war barlötiges Gold, ein Körnchen wie das andere! Die beiden brachten kein Wort hervor und rannten *im Carree* der Burg zu, um die Blahe zu suchen. Das aber war vergeblich; sie fanden nichts mehr, keine Blahe,

keinen Weizen und kein Körnchen Gold!

Kuoni 1903, S. 77f., Gabathuler 1938, S. 161f.

● Das Goldloch am Gamsberg

Eines Nachts lag die letzte Wilde im Goldloch am Gamsberg mit argen Krämpfen in Kindsnöten. Ihr Mann eilte nach Oberschan, um die Hebamme zu holen. Die war beinahe zu Tode erschrocken, als es hiess, sie sollte den weiten, steilen und rauen Weg zum Goldloch am Gamsberg unter die Füsse nehmen. Der Wilde aber versicherte ihr, dass er sie ohne Laterne und ohne Kerze heil hin- und zurückführen und auch grosszügig entlönnen werde. Schneller als es die Hebamme je geglaubt hatte, kamen sie oben an. Sie verrichtete ihre Arbeit, und als sie das winzige Büblein und dessen Mutter versorgt hatte, wäre sie gern wieder heimgekehrt.

Der Lohn lag bereit. «A Schoassata Holzchool sött s toa – eine Schürze voll Holzkohle sollte reichen», meinte der Wilde. Da zog zwar die Hebamme ein schräges Gesicht und liess die Mundwinkel bis auf die Schuhe hängen, sagte aber nichts dazu. «Nimm es nur», sagte der Wilde, «du hast es treulich verdient. Gib Acht, dass du es nicht verlierst; es wäre schade darum.»

Wie aber die Hebamme vor die Höhle trat, ins Land hinabschaute und den

Walensee sah, erschauerte sie: «Da hin-ab darf ich nicht, da bräuchte ich ja Flügel!» «Wir warten die Nacht ab», beruhigte sie der Wilde, «dann ist es nur noch halb so schlimm. Du hast bestimmt Hunger.» Mit diesen Worten ging er in den Keller und brachte ihr *schtoggschlegeltiggi Gämsmilch*, a paar *Pernisa-n-Eier* – Schneehuhneier und einen steinharten Mehlbeerenfladen. Anstandshalber pickte sie etwas davon, doch das absonderliche Gastmahl *hät si fascht gglupft* – es blieb ihr schier im Hals stecken.

Als es Nacht wurde, brachte der Wilde die Hebamme wirklich wieder heil zurück bis nach Sertoteris, wo er meinte: «Von hier an kannst du dich kaum mehr verirren. Jetzt darf ich umkehren. Halt Sorge zu deinem Lohn, und vergelt's Gott!» Die Hebamme hörte gar nicht mehr richtig hin, brummelte etwas, ging hinüber zum Abhang der Tunggelgass und leerte die Kohle unten aus. Das klang zwar etwas eigenartig²; sie beachtete es jedoch nicht.

Als sie am Morgen ihre Schürze ausschüttelte, sah sie mit Schrecken, dass der Kohlestaub golden war und ein paar winzige Körnchen baren Goldes sich in den Fäden verfangen hatten. Das schreckte sie auf. Wie ein Reh eilte sie zum Fuss der Tunggelgass zurück, jedoch waren weder Kohle noch Gold mehr zu finden!



Alter Tränkebrunnen im Selfa: Handelt es sich vielleicht um das versiegte Goldbrünnlein am Brögstein?

Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs

Kurz nach diesem Begebnis sollen die letzten Wilden ins Bündnerland geflohen sein. Vorher aber räumten sie sauber auf im Goldloch: das letzte Körnchen Kohle und auch das kleinste Stäubchen Gold, alles nahmen sie mit.

Gabathuler 1938, S. 158ff.

● Die Goldaster im Hölzli

Im August blüht in einem Felschrund im Hölzli eine Blume, gelb und glänzend wie die goldene Sonne. Schon von weitem zündet sie wie ein Stern aus dem Grün der Föhren. Es ist die Goldaster³, die nur auf dem Gold wächst, das in jenem Schrund und tief im Berg in einer eisernen Kiste versteckt liegt. Ein schwarzer Hund mit glühender Schnauze und grasgrünen, feurigen Augen hockt auf der Kiste und hütet das Gold, das aus dem Holenweg stammt.⁴ Der Hund lässt sich mit gar nichts vertreiben; erst am jüngsten Tag wird er seinen Platz verlassen.

Andere sagen, der Hund, das sei der bare Teufel, und er ginge nur weg, wenn ihm einer seine Seele mit Blut auf Stempelpapier gesiegelt verschreibe. Noch soll die Goldaster blühen – es scheint, dass noch niemand seine Seele feil hatte um des Goldes Willen!

Auch auf dem Mazifer, am Schollberg, gibt es diese goldene Blume. Ob es wohl auf jenem Gold wächst, das die Römer und später die Grafen beim Wegbau über den Schollberg verlockt haben? Oder ist damit am Ende das Erz im Gonzen gemeint, das eigentlich noch viel wertvoller ist?

Gabathuler 1938, S. 161f.

● Die Goldaster im Selfa

Auch auf dem Brögstein, oben im Selfa, wuchs die Goldaster. Dort ent-

² Wenn Holzkohlenstücke übereinander fallen, erklingt ein typisch metallischer Ton.

³ *Goldaster*: *Galatella linosyris*, goldgelber Korbblütler; an sonnigen Hängen, eher selten.

⁴ Siehe dazu die Sage «Der Schwarzbart im Gufel», S. 66f.

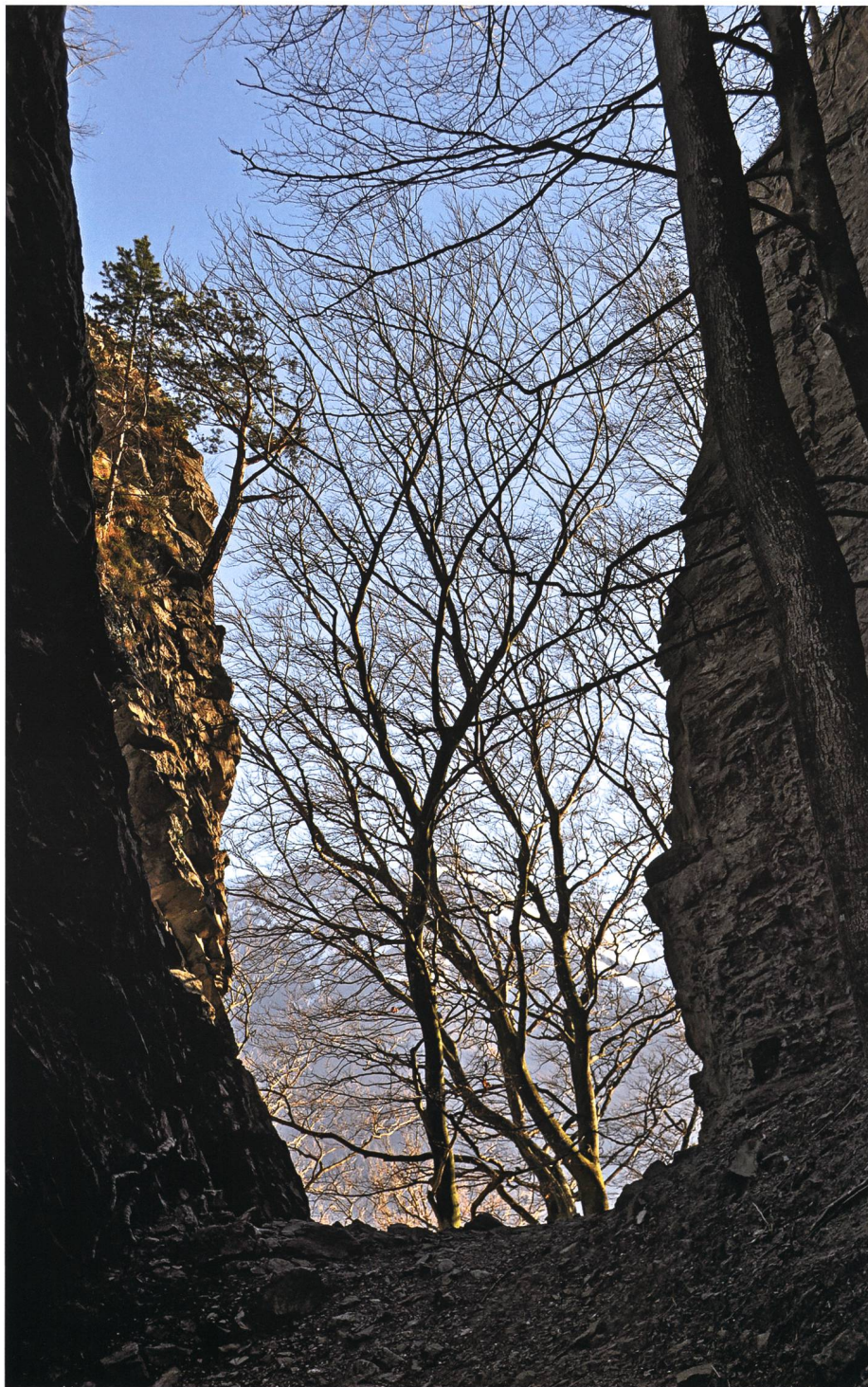
sprang einer Spalte im Fels ein Brunnlein, dessen Wasser bares Gold wie feinen, graubraunen Staub aus dem Berg herausschwemmte. Eine schneeweisse, glänzende Natter, lang und dick wie eine Latte, mit einem goldenen, gezackten Reif auf dem eckigen Kopf gab Tag und Nacht darauf Acht, dass niemand das Brunnlein störte oder ein Krüglein darunter stellte.

Einst war ein Gretschinser mit Frau und Kind – einem lieblichen, blonden Lockenkopf – im Selfa mit der Heuernte beschäftigt. Nach dem Mittagessen schlief das Kind und als es erwachte, gab ihm die Mutter eine Tasse Milch mit Brotbrocken, setzte es neben dem Weglein ins Gras und ging wieder der Arbeit nach. Kurze Zeit später hörte die Mutter, wie das Mädchen ständig etwas plauderte, als ob es mit jemandem streiten würde. Jetzt hielt die Mutter Nachschau und sah, wie eine mächtige schneeweisse Schlange Milch aus der Tasse leckte und das Kind dem Ungeheuer, wenn es sich aufrichtete und züngelte, mit dem Löffel auf das Maul hieb und dazu sagte: «Nicht immer nur Milch, auch Bröcklein!»

Die Mutter erschrak zu Tode und rief den Heuern, die im Sprung mit Sense und Gabel daher gerannt kamen. Keiner aber wagte sich in die Nähe der schrecklichen Schlange. Erst als der Vater eine Heuschrote aus dem nahen Stadel holte und damit auf sie losging, schlugen auch die andern mit lautem Gebrüll, als ob sie im Krieg wären, auf das Gewürm ein. Jetzt richtete sich die Natter auf wie ein lebendiger Stock, züngelte und fauchte die Heuer an wie eine Katze, schwebte in die Lüfte und verschwand wie ein Wetternebel in der Vormittagssonne.

Von Stunde an erkrankte das Kind und starb am dritten Tag; kein Mensch weiss, was ihm gefehlt hatte. Jetzt war das Goldbrunnlein frei, aber nur ein Venediger weiss, wie das Gold zu holen ist!⁵

Gabathuler 1938, S. 162ff.



Ein Kesselchen voller Dublonen und Taler in der Heidenchilche. Auf dem Felsblock rechts steht die Ruine der Prochnen Burg. Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs

● Ungeheure Schätze auf der Wildenburg

Am Weg von Wildhaus nach Gams hinaus liegen einsam, von den schönsten Tannenbäumen umzäunt, auf würfelförmigem Kalkfelsen die Überreste

der Wildenburg, aus welcher ein viereckiger, etliche dreissig Fuss hoher Turm hervorragt. Die uralte Sage erzählt, dass auf der Wildenburg, die einst den Freiherren von Sax gehörte, ungeheure Schätze in Schutt und Sand

verborgen liegen, welche von zehn der hässlichsten Kobolde und Gnomen gehütet werden. Diese bösen Geister sollen die Zwingherren sein, welche zum Schrecken des Volks auf der wilden Burg wohnten, und die nun – Tyrannen zur warnenden Lehre – zur ewigen Strafe in den schrecklichsten Gestalten ihr zusammengestohlenen Gut Tag und Nacht bewachen müssen.

Um Mitternacht, wenn kein Sternchen glimmt, kriechen sie aus ihren Höhlen hervor, springen umher, leuchtend wie Irrwische, raufen sich die Haare und toben und heulen, dass es den Leuten in der Nachbarschaft durch Mark und Bein geht und die Alpen erschüttert. Zu gewissen Zeiten ändern sie die Gestalt. Das eine dieser Ungeheuer ist jung und frisch, das andere alt und kränklich, und ein drittes schwarz. Bald erscheinen sie als Riesen, bald als Zwerge mit Höckern, zuweilen als Hunde, Katzen, Schweine und Böcke. Wenn die Quatember oder andere heilige Zeiten nahen, spuken sie weit herum in der Gegend.

Steinau 1838, S. 72f.

● Der Schatz am Schollberg

Im Jahr 1792 hatte Richter Anrig von Sargans einen Knecht, der auf seinem Gut Atscha, das nahe an der Hohwand am Schollberg liegt, das Vieh besorgen musste. Eines Tages nun kam er ganz hastig mit einer Tanse voll Milch zurück und verlangte, dass sie eiligst geleert werde, denn er müsse sogleich wieder zurück, um einen Goldschatz zu holen.

Anfänglich lachten die Hausgenossen darüber, wurden sodann aber mäuschenstill, als er erzählte, wie er, bei dem an der ältesten Schollbergstrasse liegenden Girenbüchel angelangt, eine entzückende Geigenmusik gehört und neben dem unergründlich tiefen Loch hinter dem Büchel eine mit den glänzendsten Kostbarkeiten angefüllte, jedoch von einer daneben sitzenden Kröte behütete Kiste gesehen habe.

Diese Erörterung war hinreichend, die Leute gläubig zu machen, und zwei

herzhafte Männer entschlossen sich, den Knecht zu begleiten. Versehen mit allen nötigen Gerätschaften zog man aus und kam dann auch wohlbehalten an der bezeichneten Stelle an, um ... leer wieder abziehen zu können, weil da weder Musik noch Schatz mehr anzutreffen waren.

Kuoni 1903, S. 85.

● Goldvögelchen

In der Heidenchilche im Hölzli stand der Jäger Leart wieder einmal auf der Wart: Es galt einem Häslein. Er stellte sich in den Einschnitt zwischen zwei Felsen, stand dort wie ein Marchstein und zuckte nicht einmal mit einem Auglid. Aber das Häslein kam nicht. Langsam wurde er müde vom langen Anstehen und stellte dann endlich die Flinte unwirsch mit dem Kolben auf den Boden. Das tönte, als ob etwas Eisernes dort läge. Er sah nach und entdeckte zwischen den Steinen einen Kesselring aus dem Gras gucken. Er packt ihn, zieht daran, schiebt Steine auf die Seite, *schränzt Pöscha-n awegg* – reisst Grasbüschel aus und bringt dann ein kupfernes Kesselchen an den Tag. Das ist, o Wunder, eben voller Geld aus Silber und Gold, *gad an Lupf, gad a Bordi* – ein schwerer Trag!

Erst als es dunkelte, ging der Leart heim mit seinem «Jagdschatz», versteckte ihn im Keller und sortierte später die Münzen heimlich. «Bei Gott, ein grosses Vermögen! Ja niemandem etwas sagen!», meinte er zu seiner Frau.

Aber wie es dann so geht: Man hockt nicht immer auf seinem Maul; man fängt an zu munkeln unter den Leuten und eines Tages nahm man den Leart vor Amt ins Verhör. Aber er wollte von allem nichts wissen und in seinem Haus war auch nichts zu finden. Sollte er einen solchen Fund besitzen, wie man da erzähle, würde er es sich wohl sein lassen. Er aber lebe schliesslich arm *as wia albig* – wie immer. Alles sei erfunden und erlogen.

Zuletzt habe man ihn noch gefragt, was er denn meine, wem ein solcher

Fund gehöre, man wisse ja nicht, wer ihn verloren habe. Da sagte der Leart, das sei halt so eine Sache, *är liass-a-ga däm, wo mög ggschwüiga* – er würde ihn demjenigen überlassen, der schweigen könne. – Die Goldvögelchen, die Dublonen und Taler, sie sind schon lange in alle Winde verfliegen; das Kesselchen allein ist übrig geblieben – und wenn es dich wundert, sag ich dir, wo es ist!

Gabathuler 1938, S. 199f.

● Eisenberg, Silberberg, Goldberg

Wie uns an den Pforten der Unterwelt zugerant wurde, sollen die weltbewegenden Mächte einst den Auftrag erhalten haben, im Gonzen das Eisen hinaufzuheben; die Gauschla sollte der Silberberg und der Alvier der mit Gold-erz gesegnete Berg werden. Den Gonzen vermochten diese Mächte mit dem nützlichsten aller Metalle zu füllen, doch als sie das Silber und das Gold hätten heben sollen, da erlahmte die Kraft, und so ruhen diese Edelmetalle immer noch im Schoss der Erde. Dafür übersäten die gütigen Himmelmächte die Triften⁶ der Berge mit herrlichen Blumen und duftendem Gras, damit der spätere Bewohner sich aus ihnen das Silber und Gold hole und fleissig sammle und sich erlabe an Milch und Honig. Aus dem Eisen möge er sich Sense, Pflug und Karst⁷ bereiten und von den Wuhren des Rheins bis auf die Bergesrücken graben und sich das tägliche Brot erschaffen. Der Himmel wolle die Fluren gnädig segnen mit Tau und mit Regen, damit zu allen Zeiten die Erde hervorbringe, was das Herz der Menschen erfreut, so dass die Erdenbewohner auch ohne die gleissenden und verführerischen Metalle zufrieden sind.

Heller 1927, S. 13.

5 Vgl. dazu auch die Sage «Das Goldbrünlein am Brögstein», S. 156.

6 *Triften*: vom Vieh benutzte steile Alpweiden.

7 *Karst*: zwei- oder dreizinkige Hacke.